

Er tritt auf die Minute pünktlich ein. Heute trägt er einen braunen Mantel, wahrscheinlich aus Kaschmirwolle, dazu braune Lederschuhe und einen passenden braunen Hut. Auch sein Stock ist rotbraun, Rosenholz vielleicht oder Nuss. Er stellt sich an die Bar und trinkt seinen Cognac. Aber statt, wie gewohnt, zu bezahlen und das Lokal zu verlassen, tritt er an meinen Tisch. Fragt, ob er sich setzen dürfe. Ich nicke überrascht. Er räuspert sich, nimmt die dunkle Brille ab und schaut mir direkt in die Augen. Seine sind von einem hellen, wässrigen Blau. Die Haut, die an den Augäpfeln anliegt, ist rot und geschwollen, wie wenn er lange und heftig geweint hätte, und unter den Augen liegen schwarze Schatten. Er wirkt sehr alt, älter noch, als ich vermutete, solange er seine Brille trug. Er räuspert sich noch einmal. Ich weiß, dass Sie Künstler sind, und ich weiß, dass Sie zeichnen. Verfügen Sie über eine akademische Ausbildung?

Ja.

Öl auf Leinwand, können Sie damit umgehen?

Ja.

Wie lange gedenken Sie, in Rom zu bleiben?

Ich weiß nicht, ein paar Wochen, ein paar Monate vielleicht.

Wo leben Sie normalerweise?

In Wien.

Die Schöne an der blauen Donau.

Blau hab' ich die Donau noch nie gesehen.

Sie sind ferienhalber in Rom?

Nein, ich ... Ich überlege, ob ich ihm erzählen soll, was mich aus Wien vertrieben hat. Lasse es bleiben. Ich bin in Rom, um die Werke der alten Meister im Original zu studieren, Giotto, Leonardo, Raffael, Michelangelo et cetera, sage ich stattdessen, ich

beschäftige mich hauptsächlich mit der Darstellung der Madonna.

Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Ich habe mir von den Kellnerinnen sagen lassen, dass Sie gerne Leute, die hier verkehren, porträtieren?

Mein Hauptwerk, erkläre ich, ist das Porträt.

Sehen Sie, sehen Sie, ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht. Darf ich Ihnen ein Glas Weißwein offerieren, und vielleicht ein Stück Kuchen? Nein. Gut. Ich möchte Sie nämlich meiner Frau vorstellen.

Sie möchten ...?

Ich möchte Sie meiner Frau vorstellen, wiederholt er leise, fast flüsternd, ich möchte, dass Sie sie malen. Nackt. Sie haben im Moment nichts Dringendes vor?

Nackt?

Ja, nackt und mehr. Ich muss wohl ein bisschen ausholen. Darf ich Sie nicht doch zu etwas einladen? Zu einem Cognac vielleicht? Oder einem Prosecco? Ein Bier vielleicht? Was immer Sie möchten. Manuela! Der Herr möchte ein ...

Seit ein paar Wochen sitze ich regelmäßig im nur wenige Schritte von meinem Zimmer entfernten Caffè della Pace und mache das, was mir am meisten Vergnügen bereitet: Ich zeichne, ich skizziere, ich halte fest, was mir vor die Augen kommt. Ich versuche, flüchtigen Augenblicken Dauer zu verleihen. Zeichnen ist eine andere Form, Tagebuch zu führen. Ich bin ein Gewohnheitstier, und weil hier alles so ist, als wäre es immer so gewesen, und niemand glaubt, es bedürfe einer modischen Veränderung, fühle ich mich hier besonders wohl. Das Caffè della Pace ist ein in sich ruhender, seiner historischen Bedeutung bewusster Raum mit uralter Holzdecke auf einer zentralen Marmorsäule. Runde Tischchen mit hellen Marmorplatten. Holzstühle mit grünen Ledersitzflächen. Altrosa getünchte Wände. Der Tresen natürlich. Eine gewaltige Glasvase mit mächtig ausladendem Blumenschmuck. Ein Holzregal mit Weinflaschen, guten Weinen ohne Zweifel. Ein unbenütztes schwarzes Klavier. Es gibt ein paar Nebenräume und Hinterzimmer. Und es gibt ausgesprochen hübsche Kellnerinnen, die deutlich signalisieren, dass das Bedienen nicht ihrer wahren Berufung entspricht. Hier arbeiten Models und Schauspielerinnen.

Ich sitze gerne am immer gleichen Tischchen. Zeichne die jungen Damen, wie sie bedienen. Zeichne Leute, die eintreten, sich an die Bar stellen, einen Espresso trinken, bezahlen und wieder gehen. Gäste, die sich hinsetzen, allein, zu zweit, in kleinen Gruppen.

Eine Person ist mir dabei immer wieder aufgefallen. Der alte Herr. Recht groß, ziemlich schlank, aristokratisch anmutender Schädel, von dem in leichten Wellen schlohweißes Haar bis fast auf die Schulter fällt. Große Sonnenbrille von der Art, wie man sie oft bei Blinden

sieht. Dunkelblauer Mantel. Hut mit breiter Krempe. Schwarze Lederschuhe, schwarze Handschuhe und, was man heute kaum noch sieht, ein Stock mit Silberknauf. Der Herr stellt sich an die Bar, bestellt einen Cognac, schnuppert, trinkt, bezahlt und verlässt die Bar. Interessanter Typ. Strahlt etwas aus. Er taucht jeden Tag um die selbe Zeit auf, bestellt Cognac, steckt die Nase ins Glas, trinkt aus, bezahlt und verlässt das Lokal.

Frage die Kellnerinnen, die ab und zu ein paar Worte mit mir wechseln, wenige Worte nur, weil mein Italienisch miserabel ist und ihr Englisch auch nicht besser, wer dieser Herr sei. Il tedesco, antworten sie, der Deutsche. Ich versuche etliche Male, ihn zu zeichnen, aber er hält sich so kurz am Tresen auf, dass ich ihn nie richtig erwische.

Im Übrigen bin ich sehr zufrieden. Meine Skizzierbücher füllen sich. Viele Madonnen, aber auch gewöhnliche Leute, draußen und hier im Café. Ein paar Sehenswürdigkeiten, flüchtig hingeworfen. Habe wieder richtig Freude am Zeichnen und Aquarellieren. Mein Stil verändert sich, der Strich ist jetzt kräftiger, bestimmter, es ist, als ob das Werkzeug seinen Weg nicht suchen müsse, sondern vorgezeichneten Bahnen folgen könne. Wenn ich dem Pinsel freien Lauf lasse, führt er mich zu dem, was ich selbst nicht tun könnte. Natürlich ist es ein ungeheurer Vorteil, dass ich kaum Italienisch spreche und auch sonst niemanden kenne: keiner lenkt mich ab.

Der alte Herr allerdings ... Er beschäftigt mich. Jeden Tag dasselbe Ritual – ich weiß das deshalb so genau, weil ich seit ein paar Tagen schon vor ihm im Kaffeehaus sitze und auf ihn warte. Er ist immer pünktlich. Immer elegant. Und immer ganz schnell wieder weg.

Bis heute. Jetzt sitzt er mir gegenüber.

Sie sind ein Freigeist, ein Künstler, sagt er, Sie kennen natürlich die Kirche des Heiligen Ignatius, ich nehme an, Sie haben sich die Deckengemälde genau angeschaut, ein wunderbares Beispiel illusionistischer Malerei. Ist Ihnen die schwarze Kuppel vor dem Altar aufgefallen?

Selbstverständlich, entgegne ich, ein unglaubliches ...

Dann wissen Sie, meint er, dass es da gar keine Kuppel gibt. Eine Illusion, wie gesagt, ein trompe l'oeil. Ursprünglich war wohl tatsächlich eine Kuppel geplant, aber man hat sie nicht gebaut und stattdessen eine Malerei ausführen lassen, die den Eindruck einer Kuppel erweckt. Schein und Sein. Ein Widerspruch, der uns alle betrifft. Nur, dass es kein Widerspruch ist. Alles, jedes Ding, jede Handlung, jedes Gefühl, ist immer sowohl Sein als auch Schein. Das wissen Sie, als Maler, als Künstler, aber Sie können vermutlich, eben weil Sie Maler sind, weil Sie Künstler sind, besser als die Meisten erkennen, was an einem Ding, einer Handlung, einem Gefühl Schein ist und was Sein.

Die Position des Künstlers ist bescheiden, sage ich, der Künstler ist im Wesentlichen ein Kanal.

Ich halte mich für einen Menschenkenner, erwidert er, aber ich muss dennoch ein wenig im Trüben fischen. Sie sind Künstler, soviel ist klar, und Sie sprechen Deutsch, weil Sie jeden Tag die Süddeutsche lesen. Ich wusste also, dass ich kein Risiko eingehe, wenn ich Sie anspreche. Und ich durfte vermuten, dass Sie mich nicht zurückweisen würden. Sie sitzen immer allein und reden mit niemandem. Natürlich besteht die Möglichkeit, dass Sie grundsätzlich nicht gerne reden und prinzipiell menschlichen Kontakt scheuen, aber dann würden Sie sich wohl nicht ausgerechnet in dieses Kaffeehaus setzen? Nein, ich konnte davon ausgehen, dass Ihr Italienisch höchst mangelhaft ist und dass Sie nichts dage-

gen einwenden, mit jemandem zu plaudern, der Ihre Sprache beherrscht.

Ich bewundere Ihren Scharfsinn, sage ich, wieso haben Sie mich nicht schon früher angesprochen?

Nun, meint er. Dann schweigt er. Lange. Schaut vor sich hin und scheint tief in Gedanken verloren. Schließlich gibt er sich einen Ruck. Der Höflichkeit halber muss ich mich vorstellen, sagt er, ich heiße Roland Mercken, ich bin, wie Sie sich denken können, Deutscher, ich stamme aus Hamburg, Spross einer alten Handelsfamilie, vermögend also, sehr vermögend sogar. Ich führte in meinen jüngeren Jahren die Familiengeschäfte, sehr erfolgreich übrigens, zog mich aber vor fast zwanzig Jahren aus dem aktiven Berufsleben zurück. Ich war verheiratet, habe erwachsene Kinder und ein paar Enkel, meine erste Gattin verstarb vor zwanzig Jahren an Krebs, es war für uns alle eine Tragödie. Sie war eine gute Frau, ich habe sie sehr geliebt, manchmal vermisse ich sie noch immer. Ich reiste ein paar Jahre nach dem Tod meiner Frau für ein paar Tage nach Rom. Dabei verliebte ich mich in die Stadt. Ich gab meinen Wohnsitz in Hamburg auf und zog ganz hierher. Nachdem der Schmerz um meine Frau dumpfer und weniger beherrschend geworden war, fügte ich mich allmählich ins gesellschaftliche Leben ein. Oper, Theater, Konzerte, Ausstellungen und was man sonst tut, wenn man nichts zu tun hat. Ich hatte wohl auch die eine und andere Affäre, nichts, was von Dauer gewesen wäre, weil das Andenken an meine verstorbene Gattin zu präsent war. Flüchtige Begegnungen also, die für ein paar Momente ihren Zweck erfüllten, aber darüber hinaus keinen Eindruck hinterließen. So gingen Jahre durchs Land. Mein Italienisch wurde besser und gut, die Stadt mir vertraut. In den Kreisen, die

mich kannten, galt ich als reicher Sonderling mit tragischer Vergangenheit, aber von diesen Figuren gibt es in Rom viele, sodass niemand ein Aufheben macht. Ich wurde oft eingeladen. Abendessen, Feierlichkeiten, ein Geburtstag vielleicht, eine Taufe, eine Hochzeit. Man schien mich zu schätzen, il tedesco, den Deutschen, der als sehr großzügig galt, ich hatte ja kaum Verpflichtungen und genug Mittel, um großzügig zu sein. Nach Deutschland fuhr ich nur noch ein bis zweimal pro Jahr, vor allem, um meine Kinder zu besuchen, aber die hatten ihr eigenes Leben, in dem es für den Vater wenig Platz gab. Allerdings kamen sie gerne nach Rom, weniger, um mich zu besuchen, sondern vor allem, weil ich ihnen interessante gesellschaftliche Möglichkeiten bot. Mein ältester Sohn ist inzwischen mit einer Römerin verheiratet, allerdings leben sie in Hamburg. Er führt die Familiengeschäfte äußerst erfolgreich, obwohl die Anforderungen inzwischen gewaltig geworden sind. Wie er das Unternehmen gegen mächtige Konkurrenz behauptet! Wunderbar! Eine fantastische Leistung. Ich bin sehr stolz auf ihn. Aber ich schweife ab. Obwohl dieser ganze Familienkram nicht unerheblich ist für den Fortgang der Geschichte. Möchten Sie vielleicht etwas essen? Sie haben ganz ausgezeichnete Torten hier, die Amaretto-Torte kann ich besonders empfehlen.

Danke, erwidere ich, ich habe im Moment keinen Hunger. Aber ich möchte kurz vor die Tür, um eine Zigarette zu rauchen. Eine Zigarette brauche ich dringend.

Oh, wie selbstsüchtig von mir, Sie mit meiner Geschichte zu überfallen, ohne auf Ihre Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, entschuldigt er sich. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich sitzen bleibe?

Nicht im Geringsten, bin leider, was das Rauchen betrifft, unverbesserlich.

Gehen Sie, rauchen Sie, aber machen Sie bitte einem alten Mann die Freude, nachher noch eine Weile lang seiner Geschichte zu lauschen.

Stelle mich vor die Tür. Sauge gierig an meiner Zigarette. Obwohl es recht kühl ist, sitzen ein paar Leute an den Tischchen vor dem Lokal. Die Kreuzung der beiden Gassen Via della Pace und Tor Millina sind wie üblich sehr belebt. Touristen flanieren, Einheimische schlendern, manche begrüßen sich, plaudern miteinander und gehen dann weiter. Weinflaschen und ganze Schinken in den Schaufenstern der Antica Bottega dei Sapori. Auch vor dem Restaurant Serafini vis-à-vis sitzen ein paar Leute. Die Piazza Navona ist keine fünfzig Meter entfernt.

Das gegenüber liegende Stadthaus mit den großen, braunen Fensterläden, die alle geschlossen sind, mit verwitterter ockerfarbener Fassade und einem großen Eingangstor, über dem ein Balkon hängt, auf dessen Geländer in dichter Reihe Töpfe mit roten Blumen stehen, kann oder will mir keine Antwort auf die Frage geben, wieso es der geheimnisvolle Herr so umständlich macht. Ich soll seine Frau porträtieren? Brauche ich dazu seine Lebensgeschichte? Ich kann seine Frau auch ohne Lebensgeschichte porträtieren, aber wahrscheinlich ist er einer von denen, die ein Interesse an der Kunst vorschützen, um reden und reden und reden zu können. Wenn ich für jedes nutzlose Gespräch, das damit beginnt, man wolle ein Bild von mir erwerben, einen Taler erhalten hätte, wäre ich ein reicher Mann.

Künstlerisch hat mich immer der Mensch in Bewegung interessiert. Insofern ist es bemerkenswert, dass ich ausgerechnet mit Porträts am erfolgreichsten bin. Es ist allerdings nur scheinbar ein Widerspruch. Wenn



es mir gelingt, den entscheidenden Augenblick einer Bewegung festzuhalten ... Wenn ich Geschichte und Konsequenz des Augenblicks zu fixieren vermag ...

Einen Moment lang überlege ich, ob ich heimgehen soll. Bin dann doch zu neugierig. Zeit habe ich auch. Und natürlich hofft man als Künstler immer, an der Schwelle zu etwas ganz Besonderem zu stehen. Falls das mit dem Reichtum und den Beziehungen stimmt, kann mir der alte Herr vielleicht ein paar Türen öffnen. Möglicherweise will er seine Frau wirklich porträtieren lassen.

Dämpfe die Zigarette aus und gehe wieder hinein. Er sitzt an seinem Platz, als ob er sich nicht bewegt hätte. Nur die Sonnenbrille hat er wieder aufgesetzt. Auch als ich mich hinsetze, bewegt er sich nicht. Scheint mich nicht wahrzunehmen. Schließlich räuspere ich mich. Er schreckt auf. Oh, entschuldigen Sie bitte, ich muss in Gedanken weit weg gewesen sein. Ich habe wohl befürchtet, dass Sie nicht zurückkehren könnten.

Ich habe mit dem Gedanken gespielt ...

Ich wünsche mir von Herzen, dass Sie noch ein wenig Geduld aufbringen.

Ich bin ausserordentlich geduldig, wenn ich am Ende kriege, was ich will.

Was wollen Sie?

Den Auftrag.

Ein leises Lächeln umspielt seine Lippen. Gemach, junger Mann. Möchten Sie nicht doch vielleicht den Kuchen probieren, er ist wirklich gut.

Danke, nein. Kommen Sie jetzt lieber mit Ihrer Geschichte voran.

Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht, lächelte er wieder. Aber gut. Meine Geschichte beginnt an einem Samstag in einem Mai. Ich war wieder einmal auf eine Hochzeit eingeladen, die Tochter

eines Grafen heiratete irgendeinen Industriellensohn, die Namen tun nichts zur Sache, die beiden spielen in der Geschichte keine Rolle. Die Hochzeit fand in der Toscana statt, auf dem Landsitz der Grafenfamilie. Weinberge, Olivenbäume, die ganzen Klischees eines prächtigen Sonntags, das Laub zu Häuption ist grün und dicht, ein paar Hühner gackern unter den Tischen, am Waldrand summen Bienen, Zikaden zirpen, und über den reglosen Halmen hoher Wiesen tänzeln bunte Schmetterlinge. Ungefähr dreihundert Gäste, festlich gekleidet natürlich alle, eine feine italienische Gesellschaft, die das Ereignis des Jahres feiert. Hochzeitszeremonie am Vormittag, danach ein Empfang und am Abend das große Fest, das bei Sonnenuntergang begann. Ich war mit einer Bekannten oder vielmehr der Mätresse des Moments unterwegs. Leider langeweilte sie mich schon, sie war hochnäsigt und hirnlos, ein Modepüppchen, dem wichtiger als jedes Gefühl und jede Leidenschaft der perfekte Sitz des Makeups ist und die von jedem Gespräch, das sich nicht um Äußerlichkeiten dreht, augenblicklich Kopfschmerzen kriegt. Clara hatte mich eine Weile lang amüsiert, hatte wohl auch meiner Eitelkeit geschmeichelt, weil sie eine jener wirklich makellosen Schönheiten war, mit der man sich gerne in der Öffentlichkeit zeigt. Aber ich war mir schon seit Wochen sicher, dass ich mich von ihr trennen würde. Wahrscheinlich ahnte sie das bevorstehende Ende unserer Affäre. Jedenfalls rang sie mir das Versprechen ab, dass ich sie auf die Hochzeit mitnehme. Sie dachte wohl, dort eine Bekanntschaft zu machen. Unglücklicherweise blieb sie schon bald mit ihren hochhackigen Schuhen zwischen zwei Terracottaplatten stecken. Der Stöckel brach ab, und damit war die Nacht für sie gelaufen.

Ein Model hat doch immer Ersatzschuhe dabei, werfe ich ein.

Mercken nimmt die Brille ab und schaut mich mit einem Blick an, in dem eine Spur Verärgerung mitschwingt. Offenbar lässt er sich nicht gern unterbrechen.

Natürlich, natürlich! Schon setzt er die Brille wieder auf. Aber Clara hatte sich schon in eine Hysterie hingesteigert, aus der sie auch keine Ersatzschuhe zu erlösen vermochten. Sie verlangte, dass wir nach Hause fahren. Ich lehnte ab. Sie machte eine Szene. Es berührte mich nicht im Geringsten. Die Familie der Braut lieb ihr Limousine und Fahrer. Ich war froh, als ich sie los war. Ich dachte nicht einmal im Traum daran, ihretwegen ein wirklich gelungenes Fest zu verlassen. Ich muss erwähnen, dass ich sehr gerne und leidlich gut tanze. So befand ich mich denn fast die ganze Zeit auf der Tanzfläche. Ich tanzte mit vielen Damen. Manche kannte ich vom Sehen, manche nicht. Jedenfalls war ich, weil sich auch in Italien viele der verheirateten Männer nicht mehr auf die Tanzfläche wagen, keinen Augenblick lang um eine Partnerin verlegen. Als ich die Nächste zu einer Salsa-Nummer in die Arme nahm, passierte plötzlich etwas ganz und gar Unerwartetes. Ich hatte das Gefühl, einen Menschen, eine Frau in den Armen zu halten, die mir vertrauter war als irgendjemand seit dem Tod meiner Gattin. Ich hatte sie vorher noch nie gesehen. Sie war mir weder in der Kirche noch während des nachmittäglichen Empfangs und bis zu diesem Moment nicht aufgefallen. Wir tanzten mehrere Stücke lang schweigend, und ich hatte die ganze Zeit dieses Gefühl einer unfassbar vertrauten Innigkeit. Als die Musik endete und die Kapelle eine Pause machte, erzählte sie, dass sie erst spät zur Gesellschaft gestoßen sei, weil sie Verpflichtungen gehabt habe. Schon hielt

ich die Frau wieder in meinen Armen, wir schwebten über den Tanzboden, während mein Herz raste. Ich schaute sie mir genauer an. Sie hatte dunkles, aber nicht schwarzes Haar, das ihr ihn leichten Wellen bis auf den Rücken fiel. Sie trug ein Kleid aus silberdurchwirkttem Brokatstoff, das nichts über ihre Figur aussagte, es hing fast gerade von ihren Schultern bis eine Handbreit über dem Boden. Wenn ich sie nur gesehen hätte, hätte ich sie für mollig gehalten. Beim Tanzen merkte ich allerdings, dass sie eine schmale Taille hatte. Sie war ziemlich groß, und sie glich ein wenig der Schauspielerin Monica Vitti, die Sie vielleicht kennen. Ihre Augen waren von einem bernsteinfarbenen Braun, die Lippen schön geschwungen und die Nase nicht groß und nicht klein. Sie war keine Mannequinschönheit wie Clara, aber sie hatte etwas an sich, das ich unwiderstehlich fand. Was mich allerdings wirklich verblüffte, war dieser bizarre Eindruck, mit einer unbekanntenen Frau ganz und gar vertraut zu sein. In jener Nacht entließ ich sie, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, nicht mehr aus meinen Armen, bis die Kapelle die Instrumente zusammenzupacken begann. Manchmal plauderten wir leise miteinander, auch während die Musik spielte, oft schwiegen wir und genossen es einfach, den anderen zu spüren, ihm nahe zu sein, und wenn ich hier ‚wir‘ sage, dann deshalb, weil sie mir später bestätigte, dass es ihr ganz ähnlich ergangen sei. Nach dem Ende des letzten Tanzes und in der Stunde der Morgendämmerung standen wir beieinander im Garten und tranken noch ein Glas Champagner. Ich war inzwischen einigermassen betrunken, aber irgendetwas hielt mich davon ab, unverschämt oder zudringlich zu werden und die Situation auszunützen. Ich erfuhr, dass sie fast so gut deutsch wie ich italienisch sprach, weil sie Deutsch und Englisch studierte. Sie hieß

Lisa, Lisa Zanelli, und sie half ab und zu in der Kunstgalerie einer Bekannten aus, zeitgenössische Kunst, in Rom eine schwierige Sache. Die Braut kannte sie seit Kindertagen. Ihr Vater, der allerdings schon früh gestorben war, war ein Angestellter der Grafenfamilie gewesen.

Mercken hält inne. Nimmt die Brille ab. Reibt sich die Augen. Das viele Reden macht durstig, sagt er dann. Vielleicht gönne ich mir doch noch einen kleinen Cognac. Und Sie nehmen bestimmt noch ein Glas Wein? Manuela!, ruft er, ohne meine Antwort abzuwarten, und bestellt. Waren Sie schon einmal verliebt?, fragt er dann.

Ich muss lachen.

Mercken will wissen, wieso ich lache.

Weil ich an das Fresco denken muss, das ich kürzlich im Oratorio del Gonfalone gesehen habe, einer wunderbaren Kirche in der Via del Gonfalone, Sie kennen sie bestimmt. Zentral die *Madonna di Raccomandati e Trinità* von Cesare Nebbia. In der Mitte des Bildes eine Madonna, sie schaut himmelwärts, links und rechts über ihr thronen auf Wolken Gott Vater und Sohn, direkt über ihr als Taube der Heilige Geist. Zwischen ihr und dem Heiligen Geist verläuft eine gelbe Linie, die den Weg der Erleuchtung darstellt. Sie sollte schauen mit einem Blick, der fromm und voll der Gnade ist. Stattdessen schaut sie leidend. Es sieht nämlich aus, als pisse ihr die Taube auf die Stirn. So ist es mit der Liebe und mit mir. Die Liebe hat mir schon einige Male auf die Stirn gepisst.

Mercken lacht laut auf.

Manuela bringt den Cognac und den Weißwein und eine Schale mit Erdnüssen.

Ich beschäftige mich, sage ich, ziemlich intensiv mit alten Madonnendarstellungen. Auffällig ist, dass sie

sich in überwältigender Mehrheit gleichen, als läge ihnen allen ein einziges Modell zu Grunde, eine unveränderliche Stereotypie: weißes Kopftuch, blauer Schleier. Ovale Gesicht, recht süßlich und hübsch, aber überraschend belanglos, banal und flach, ja trivial. Ein Gesicht ohne Charakter und Eigenart. Zum Glück gibt es Ausnahmen. Im Pantheon hängt eine Kopie einer sehr frühen Madonna. Sie strahlt noch eine Wildheit aus, wie sie den heidnischen Göttinnen eigen war, der Arthemis etwa oder der Astarte und Isis.

Mercken hat höflich zugehört. Minderwertige Malerei entsteht durch den Anspruch, alles wiedergeben zu wollen, sagt er jetzt. Das Ganze versinkt in den Details. Langeweile ist die Folge.

Es ist die Erregung, die Ehrlichkeit des Naturempfindens, werfe ich ein, die die Hand führen soll. Und wenn diese Erregung manchmal so stark ist, dass ich arbeite, ohne es zu merken – wenn manchmal die Pinselstriche in rascher Folge kommen und sich aneinanderfügen wie die Worte in einem Gespräch –, so darf man doch nicht vergessen, dass es nicht immer so ist, und dass es viele niederdrückende Tage ohne jede Inspiration gegeben hat und geben wird.

Mercken schmunzelt. Der Eindruck, der aus der einfachen Verteilung von Farben, Lichtern und Schatten hervorgeht, sagt er, das ist die Musik des Bildes. Bevor man überhaupt weiß, was das Bild darstellt, ist man bereits ergriffen. Das ist die wahre Überlegenheit der Malerei, weil jede Ergriffenheit den innersten Teil der Seele trifft. Aber ich wollte Ihnen von der Hochzeit bei Rom und von Lisa erzählen. Im Laufe des Vormittags nach der Hochzeit musste ich zurück nach Rom. Lisa wollte noch ein paar Tage auf dem Landsitz der Grafen bleiben. Sie versprach, mich in einer Woche zu treffen,

und zwar hier, im Caffè della Pace. Kurzfristig sagte sie ab. Eine Freundin sei krank geworden und brauche ihre Hilfe. Mir war das nicht ganz unrecht: während der Woche nach der Hochzeitsfeier hatte sich nämlich meine Mätresse gemeldet. Sie wollte sich mit mir versöhnen. Sie setzte all ihre Verführungskünste, die nicht unbeträchtlich waren, ein, um mich noch einmal herumzukriegen. Es gelang ihr nicht wirklich, ich war in Gedanken schon zu sehr mit Lisa beschäftigt. Aber ich merkte, dass ich mich zuerst ganz lösen musste. Ich wollte einen freien Kopf und ein freies Herz für eine neue Romanze.

Er überlegt eine Weile. Ich kann mich, sagt er dann, an die Empfindungen, die mich damals beherrschten, sehr genau erinnern. Sie hatten durchaus etwas Schizophrenes an sich. Auf der einen Seite war mir völlig klar, dass ich der Nacht des Hochzeitsfestes nicht zu viel Bedeutung beimessen durfte. Sie war zwar wunderbar schön und romantisch gewesen, aber sie hatte zu keinerlei Verpflichtung geführt. Lisa hatte die flüchtigen Stunden vielleicht schon vergessen. Vielleicht hatte sie einen Verlobten, einen Freund. Wir hatten darüber nicht gesprochen. Im Nachhinein merkte ich, dass wir nichts beredet hatten, was etwas über unsere Intimsphären verraten hätte. Auf der anderen Seite hatte ich dieses Gefühl des Vertrautseins so intensiv erlebt. Es konnte keine Täuschung sein. Diese andere Seite wusste kristallklar, dass es sich um eine schicksalshafte Begegnung gehandelt hatte. Knocking on heaven's door. Sie kennen das alte Lied, nicht wahr? Darin geht es zwar um den Tod. Auch ich hatte an eine Himmelstür geklopft, aber ich fühlte mich lebendiger den je und mochte gar nicht zweifeln, dass mir die Tür geöffnet werden würde, und mich dahinter ein Paradies, ein sehr

irdisches Paradies allerdings erwarten würde. Eines allerdings wusste ich mit absoluter Sicherheit: wenn ich mich mit dieser Frau einlasse, dann will ich ganz frei sein von allem Ballast, den mir die Vergangenheit aufgeladen haben mag.

Während der folgenden Tage telefonierten wir mehrmals miteinander und versuchten, einen neuen Termin zu fixieren. Es dauerte schließlich viele Wochen, bis wir uns wiedersahen. Während der Zeit, da ich unser Treffen herbeisehnte, befand ich mich in einer eigenartigen Stimmung. Sie unterschied sich deutlich von anderen, früheren Perioden des Wartens. Wo ich bislang ungeduldig und nervös gewesen war, blieb ich diesmal erstaunlich ruhig. So wie es eine Vertrautheit gab, so gab es auch eine Gewissheit. Lisa und ich, wir gehörten zusammen. Ich empfand ihre Ausflüchte, die ohne jeden Zweifel Ausflüchte waren, weil ich ihr nicht abnahm, dass sie jeden Abend entweder eine unverschiebbare Verpflichtung im Freundeskreis, einen beruflichen Anlass oder eine Familiensache wahrnehmen musste, nicht als Bedrohung, sondern als einen letzten Versuch, sich dem Schicksal und seiner Bestimmung zu entziehen. Ich hatte mehr als nur einmal das Bild eines Fischers vor Augen, der einen besonders prächtigen Burschen an der Angel hat, ihn aber nicht einfach an Land reißen kann, sondern mit viel Gefühl immer wieder Leine geben muss, um ihn langsam zum Ufer hin zu manövrieren. Ihm, obwohl er längst an der Angel hängt, das Gefühl vermitteln, es gäbe noch einen freien Willen und es gäbe noch die Möglichkeit, dem unausweichlichen Ende zu entkommen. Wenn Lisa mir am Telefon freundlich, aber bestimmt mitteilte, dass sie weder heute noch morgen oder übermorgen auch nur eine einzige freie Minute habe, dann lächelte ich, fragte,



ob ich sie in ein paar Tagen wieder anrufen dürfe, plauderte über Belangloses und vermied es unter allen Umständen, sie unter Druck zu setzen. Am Ende jedes Telefonats sagte sie, dass sie sich freuen würde, wenn ich mich wieder bei ihr melden möchte, und wenn ich anrief, merkte ich, dass sie meine Aufmerksamkeiten genoss. Wir machten daraus schließlich so etwas wie ein Spiel. Ich fragte, ob sie vielleicht Lust habe, mit mir zu dieser Auktion oder zu jenem Konzert zu gehen. Sie sagte unter dem Vorbehalt zu, zuerst in ihrem Terminkalender nachschauen zu müssen, um dann diesen oder jenen Vorwand vorzubringen, dass es ihr leider gerade an dem Tag unmöglich sei, sich freizumachen, weil sie bereits das und das geplant habe, und zwar schon so lange, dass sie nicht mehr absagen könne.

Der Zufall half mir schließlich weiter. Ich hatte sie telefonisch wieder einmal um ein Treffen gebeten, und zwar für den Freitagabend der selben Woche. Sie meinte, sie sei über das Wochenende leider gar nicht in Rom, sondern bei Freunden im ungefähr eine Stunde nördlich von Rom gelegenen Viterbo. Natürlich kannte ich Viterbo, immerhin gilt die Altstadt als eine der besterhaltenen mittelalterlichen Städte Mittelitaliens. Vielleicht ist Ihnen bekannt, dass in Viterbo jedes Jahr am 3. September die Prozession zu Ehren der heiligen Rosa stattfindet, während der die *Macchina di Santa Rosa*, ein dreißig Meter hoher und fünf Tonnen schwerer, zeremonieller Turm von mehr als hundert Männern durch die Stadt getragen wird? Ich hatte mir diese Prozession mehr als einmal angesehen und dabei Bekanntschaft mit etlichen Leuten gemacht, von denen ich einen inzwischen auch zu meinem Freundeskreis zählte, nämlich Giovanni Lorenzo, der Professor an der Universität Tuscia in Viterbo ist und einen Ruf genießt

als Veranstalter rauschender Feste, die in und um den Turm herum stattfinden, den er mit seinen fünf Kindern bewohnt. Als ich mit der Frau, der ich nun schon eine schöne Weile lang nachlief, telefonierte und sie erwähnte, dass sie auf einem Fest in Viterbo eingeladen sei, kam mir natürlich sofort Giovanni in den Sinn. Ich sagte davon allerdings nichts. Stattdessen fragte ich mit der unschuldigsten Stimme, um was für ein Fest es sich handle. Eine Art Frühlingfest, antwortete sie, auf einer Burg in der Nähe der etruskischen Nekropole Castel d'Asso. Genaueres wisse sie nicht, eine Freundin habe sie eingeladen. Nun, Giovanni Rundturm steht auf einem Hügel bei Castel d'Asso. Ich rief ihn an und fragte, ob das Gerücht, dass er wieder eines seiner Feste gebe, stimme, und wieso er mich nicht eingeladen habe. Er entschuldigte sich wortreich. Das Fest finde tatsächlich statt, es werde aber nicht von ihm, sondern von seinem ältesten Sohn veranstaltet. Er habe mit den Einladungen nichts zu tun, im Gegenteil, man habe ihn ausdrücklich gebeten, sich nicht einzumischen. Allerdings würde er sich über Besuch freuen, damit er wenigstens einen vernünftigen Menschen um sich habe. Ich bedankte mich herzlich und versprach, schon am Freitagnachmittag anzureisen und bis am Sonntag zu bleiben. Ein wenig unsicher war ich natürlich. Schließlich hatte ich so etwas wie einen Überfall vor. Andererseits konnte ich ja nun wirklich nichts dafür, zufällig zur selben Zeit am selben Ort eingeladen zu sein. Ich überlegte, ob ich Giovanni von meinem Plan, einer von mir verehrten Dame in seinem Haus aufzulauern, erzählen wolle, ließ es aber bleiben. Ich sagte mir, dass ich mir diese kleine Scharade erlauben durfte, nachdem Lisa mich so oft mit den fadenscheinigsten Vorwänden versetzt hatte.